



|                                    |                                              |                             |
|------------------------------------|----------------------------------------------|-----------------------------|
| > neues deutschland, Bundesausgabe | > Suchbegriff: Polnisches Fremdenverkehrsamt |                             |
| 17.10.2015                         | Verbreitete Auflage:                         | 15.898                      |
| Tageszeitung / täglich             | Reichweite:                                  | 31.796                      |
|                                    |                                              | Anzeigenäquivalenz: 8.456 € |
|                                    |                                              | Seite: 31 / oben Mitte      |

43.589 - 1 - NM - TZ - 30653145 - (A)

# Nich richtig polnisch noch deitsch

Unterwegs in Kaschubien, einem wenig bekannten Landstrich in Polen. *Von Heidi Diehl*



Ein Landstrich wie geschaffen, um alle Hektik hinter sich zu lassen.

Fotos: nd/Heidi Diehl

**O**skarchen hockt auf seiner Bank im Gdansk Stadtteil Wrzeszcz, dem früheren Langfuhr, und trommelt sich tagein, tagaus die Seele aus dem Leib. Eigentlich sollte ja sein geistiger Vater, Günter Grass, dort sitzen, doch der hatte vor ein paar Jahren entschieden was dagegen, dass man ihm schon zu Lebzeiten ein Denkmal setzt. Irgendwie aber ist es gehuppt wie gesprungen, denn hier

Deutschen noch de Pollacken«.

Ob sich die heute in Polen lebenden rund 500 000 Kaschuben noch immer als die Prügelknaben der Nation sehen, wollen wir herausfinden und begeben uns auf Spurensuche des westslawischen Volksstamms, nach deren Geschichten und Traditionen.

Obwohl die Kaschuben behaupten, der liebe Gott habe das kleine Volk bei der Erschaffung der Welt einfach übersehen: Das Zipfelchen, das er ih-

können, erzählen sie. In ihrer Kinderzeit, als Hopowo noch Hoppendorf hieß, lernten sie Deutsch in der Schule. Zu Hause aber wurde immer Kaschubisch gesprochen, eine eigenständige Sprache, die zwar in vielem der polnischen ähnelt, aber auch zahlreiche deutsche Lehnwörter hat. Dass die uralten kaschubischen Bräuche im Hause Walkusz' gepflegt werden, sei ihnen genau so wichtig wie die Sprache, sagt Jerzy, verschwun-

derschwand aus dem Unterricht und wurde lediglich als Dialekt angesehen. Während meine Frau und ich immer Kaschubisch miteinander sprachen, redeten wir mit den Kindern Polnisch, weil die Sprache offiziell nicht erwünscht war.«

Seit einigen Jahren ist sie zwar in der Verfassung als eigene Sprache verankert, es gibt Zeitungen in Kaschubisch, einen eigenen Radiosender und alle Straßen- und Ortsschil-

mals kurz vorm Verfall ab- und hier originalgetreu saniert samt Inneneinrichtung wieder aufgebaut wurden, erzählen vom Leben der Kaschuben – Bauernhöfe, Herrenhäuser, Hütten, Schule, Schmiede, Sägewerk, Kirche und Mühle.

Alles sehr interessant anzuschauen, doch es bleibt ein Museum. Angucken erlaubt, doch wie fasst sich das Leben der Kaschuben wirklich an? Wie schmeckt es bei ihnen? Wie lebt es sich unter ihrem Dach? Bei Robert Kolczynski und seiner Frau am Rande des Dörfchens Gorcecync werden wir fündig, als wir schon gar nicht mehr damit rechnen. Wen auch immer wir nach dem Weg fragen, der weist uns mit langen Armbewegungen den Weg in Richtung Wald. Endlich taucht zwischen den Bäumen ein schmaler Weg auf, an dessen Ende die Pension »Kaszubska Strzecha« liegt. Früher war das lang gestreckte reetgedeckte Gebäude mal ein Schafstall. Als der Schäfer in den 90er Jahren auf der Wolle sitzen blieb, baute er den Stall in eine Pension für naturverbundene Touristen um. Zum Glück! Denn ansonsten wäre nicht nur der Weiher hinterm Haus, der bei der Ankunft wie ein Spiegel im Licht der untergehenden Sonne liegt, uns für immer verborgen geblieben. Für einen Moment genießen wir die Stille, dann aber wird's Zeit für die Töpfe, Tiegel und Pfannen, aus denen Braten, Fische und Suppen verführerisch duften. Die kaschubische Küche ist deftig und unverschnörkelt. Auch zum Frühstück biegt sich der Tisch unter der Last: Käse, frische Butter, heiße und kalte Pasteten, Brot, dass vor Kurzem noch im Ofen war, Berge von Rühreiern mit Speck und jede Menge Hausgeschlachtetes vom Nachbarn. Was für ein Schlaraffenland! Unmöglich, alles auch nur wenigstens zu probieren. »Man kommt nicht her, um Diät zu machen, man fährt weg, um Diät zu machen«, sagt Robert.

## Infos

**Polnisches Fremdenverkehrsamt:**  
Tel.: (030) 21 00 92 0  
[www.polen.travel/de](http://www.polen.travel/de)

**Hotel Kaszubska Strzecha:**  
[www.kaszubskastrzecha.eu](http://www.kaszubskastrzecha.eu)

**Kaschubisches Freilichtmuseum:**  
[www.muzeum-wdzydze.gda.pl](http://www.muzeum-wdzydze.gda.pl)

**Auf den Spuren von Günter Grass durch Gdansk:**  
<http://www.gdansk.pl/de/tourists,792,36.html>

**Literatur:**  
Kerstin und André Micklitza, »Polnische Ostseeküste«, Trescher-Verlag, 12,95 Euro





Ein Landstrich wie geschaffen, um alle Hektik hinter sich zu lassen.

Fotos: nd/Heidi Diehl

Oskarchen hockt auf seiner Bank im Gdansk Stadtteil Wrzeszcz, dem früheren Langfuhr, und trommelt sich tagein, tagaus die Seele aus dem Leib. Eigentlich sollte ja sein geistiger Vater, Günter Grass, dort sitzen, doch der hatte vor ein paar Jahren entschieden was dagegen, dass man ihm schon zu Lebzeiten ein Denkmal setzt. Irgendwie aber ist es gehuppt wie gesprungen, denn hier im Geburtsviertel des berühmten Sohnes der Stadt erinnert ohnehin fast an jeder Ecke etwas an den Mann, der mit seiner »Blechtrommel« nicht nur einen der wichtigsten Romane der Deutschen Nachkriegsliteratur schrieb, sondern mit ihm auch dem fast vergessenen Volk der Kaschuben ein literarisches Denkmal setzte. Ebenso wie sein Held Oskar Matzerath wuchs Grass mit den Sitten und Gebräuchen des fast vergessenen Volksstammes auf – der eine hatte eine kaschubische Mutter und der nie erwachsen werden wollende kindliche Trommler eine kaschubische Großmutter.

Kaum einer weiß das, und noch weniger haben auch nur die blasseste Ahnung davon, um wen es sich bei den Kaschuben überhaupt handelt. Oskars Großmutter Anna hat da ihre ganz eigene Erklärung: »Kaschuben«, sagt sie, »müssen immer dablaißen und Koppchen hinhalten, damit die anderen draufträppern können, weil unserains nich richtig polnisch is und nich richtig deutsch jenug, und wenn man Kaschub is, das raicht weder de

Deutschen noch de Pollacken«.

Ob sich die heute in Polen lebenden rund 500 000 Kaschuben noch immer als die Prügelknaben der Nation sehen, wollen wir herausfinden und begeben uns auf Spurensuche des westslawischen Volksstammes, nach deren Geschichten und Traditionen.

Obwohl die Kaschuben behaupten, der liebe Gott habe das kleine Volk bei der Erschaffung der Welt einfach übersehen: Das Zipfelchen, das er ihnen zwischen der Halbinsel Hela und Gdansk im Norden und der Tucheler Heide im Süden der Wojewodschaft Pomorskie zuordnete, ist von ganz besonderem Reiz. Hunderte stille Seen verstecken sich in der hügeligen Landschaft, endlose weiße Sandstrände und Wälder laden zum Durchatmen ein. Eine Landschaft, die erdet, die ruhig macht, sieht man mal von den drei großen lebendigen Städten Gdansk, Gdynia und Sopot ab.

Dort irgendwo im Nirgendwo liegt Hopowo, ein verschlafenes Nest mit gerade mal 340 Einwohnern. Viele von ihnen Kaschuben. Wie Krystyna und Jerzy Walkusz, die vor über 80 Jahren hier geboren wurden, gemeinsam zur Schule gingen, sich lieben lernten und im 1879 gebauten Haus seiner Vorfahren bis heute zufrieden miteinander leben. Fünf Kinder zogen sie groß, zwölf Enkel und ebenso viele Urenkel gehören zur Familie. Obwohl es noch früh am Morgen ist, und wir unangemeldet vor ihrer Tür stehen, empfangen sie uns wie lang vermisste Freunde. Sie seien froh, mal wieder Deutsch reden zu

können, erzählen sie. In ihrer Kinderzeit, als Hopowo noch Hoppendorf hieß, lernten sie Deutsch in der Schule. Zu Hause aber wurde immer Kaschubisch gesprochen, eine eigenständige Sprache, die zwar in vielem der polnischen ähnelt, aber auch zahlreiche deutsche Lehnwörter hat. Dass die uralten kaschubischen Bräuche im Hause Walkusz' gepflegt werden, sei ihnen genau so wichtig wie die Sprache, sagt Jerzy, verschwindet kurz und kommt mit einer gewaltigen Teufelsgeige und einem Brummbass zurück. Beides sind Instrumente, ohne die die kaschubische Volksmusik nicht denkbar wäre. Jerzy baut sie seit über 30 Jahren selbst, erst nur für sich, inzwischen auch für andere. Auch aus Deutschland und England habe er schon Bestellungen bekommen, erzählt er stolz und greift zum Bogen. Lautstark erwacht die Teufelsgeige zum Leben, begleitet von Krystynas herzergreifendem Gesang von Liebe, Leid und Schmerz.

Ob denn die Kinder, Enkel und Urenkel ebensolche Kaschuben mit Herz und Seele seien, wie sie, wollen wir wissen. Nun wird der lebenslustige Jerzy doch ein wenig sentimental. »Unser ältester Sohn spricht ja wenigstens noch die Sprache, die anderen Kinder leider nicht. Sie wollten in den Augen der anderen keine Außenseiter, sondern richtige Polen sein. Viele Jahrzehnte lang verleugnete der polnische Staat, dass die Kaschuben ein eigenes Volk sind. Zwar durften wir unsere kulturellen Traditionen pflegen, die Sprache jedoch

verschwand aus dem Unterricht und wurde lediglich als Dialekt angesehen. Während meine Frau und ich immer Kaschubisch miteinander sprachen, redeten wir mit den Kindern Polnisch, weil die Sprache offiziell nicht erwünscht war.«

Seit einigen Jahren ist sie zwar in der Verfassung als eigene Sprache verankert, es gibt Zeitungen in Kaschubisch, einen eigenen Radiosender und alle Straßen- und Ortsschilder sind zweisprachig. Selbst das Neue Testament kann das katholische Volk wieder in seiner Muttersprache lesen. Doch nur noch etwa 50 000 (überwiegend alte) Menschen sprechen die Sprache aktiv.

Jerzy befürchtet, dass die Sprache, die Kultur und damit das Volk der Kaschuben irgendwann für immer verloren geht. Denn: »Solange Kaschubisch nur fakultativ in den Schulen gelehrt wird und nicht als Muttersprache in den Familien gesprochen wird, haben wir keine Zukunft.« Um so mehr sei er froh, dass einige seiner Enkel und Urenkel aus eigenem Wunsch heraus Kaschubisch lernen.

Nicht nur Sprache und kulturelle Traditionen der Kaschuben sind vom Aussterben bedroht, auch die typischen Fachwerkhäuser – wie das von Jerzy und Krystyna – findet man nur noch selten im Originalzustand. Wer wissen will, wie kaschubische Dörfer aussahen, muss sich heute schon auf den Weg nach Wdzydze Kiszewskie ins Kaschubisch Ethnografische Freilichtmuseum machen. Rund 50 Häuser, die in verschiedenen Dörfern oft-

das Leben der Kaschuben wirklich an? Wie schmeckt es bei ihnen? Wie lebt es sich unter ihrem Dach? Bei Robert Kolczynski und seiner Frau am Rande des Dörfchens Gorzeczyn werden wir fündig, als wir schon gar nicht mehr damit rechnen. Wen auch immer wir nach dem Weg fragen, der weist uns mit langen Armbewegungen den Weg in Richtung Wald. Endlich taucht zwischen den Bäumen ein schmaler Weg auf, an dessen Ende die Pension »Kaszubska Strzecha« liegt. Früher war das lang gestreckte reetgedeckte Gebäude mal ein Schafstall. Als der Schäfer in den 90er Jahren auf der Wolle sitzen blieb, baute er den Stall in eine Pension für naturverbundene Touristen um. Zum Glück! Denn ansonsten wäre nicht nur der Weiher hinterm Haus, der bei der Ankunft wie ein Spiegel im Licht der untergehenden Sonne liegt, uns für immer verborgen geblieben. Für einen Moment genießen wir die Stille, dann aber wird's Zeit für die Töpfe, Tiegel und Pfannen, aus denen Braten, Fische und Suppen verführerisch duften. Die kaschubische Küche ist deftig und unverschnörkelt. Auch zum Frühstück biegt sich der Tisch unter der Last: Käse, frische Butter, heiße und kalte Pasteten, Brot, dass vor Kurzem noch im Ofen war, Berge von Rühreiern mit Speck und jede Menge Hausgeschlachtetes vom Nachbarn. Was für ein Schlaraffenland! Unmöglich, alles auch nur wenigstens zu probieren. »Man kommt nicht her, um Diät zu machen, man fährt weg, um Diät zu machen«, sagt Robert.

Kaschubisches Freilichtmuseum:  
[www.muzeum-wdzydze.gda.pl](http://www.muzeum-wdzydze.gda.pl)

Auf den Spuren von Günter Grass durch Gdansk:  
<http://www.gdansk.pl/de/tourists,792,36.html>

Literatur:  
Kerstin und André Micklitza, »Polnische Ostseeküste«, Trescher-Verlag, 12,95 Euro



Jerzy und Krystyna Walkusz mit einer selbstgebauten Teufelsgeige